



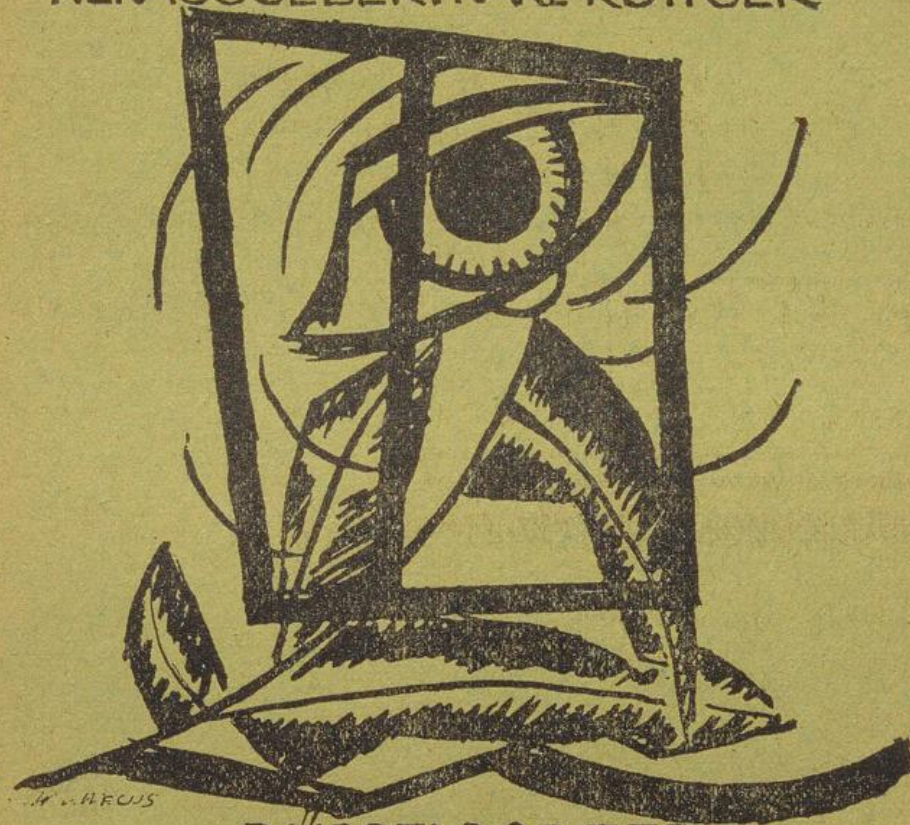
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kunstfenster 1920

Heft 10

DAS KUNSTFENSTER

HERAUSGEBER: KARL RÖTTGER



DÜSSELDORFER
KRITISCHE WOCHENSCHRIFT
FÜR DIE INTERESSEN ALLER KÜNSTE

ERSCHEINT ALLE SONNABEND

PREIS MK 1,25

VERLAG DAS KUNSTFENSTER DÜSSELDORF

HEFT 10

JAHR 1

31. 12. 1920

Verantwortlicher Herausgeber: Karl Röttger, Düsseldorf,
Kölnerlandstraße 12.

Für den bildkünstlerischen Teil zeichnet: Walter v. Wecus,
Düsseldorf, Martinstraße 99.

Das Kunstfenster erscheint jeden Samstag und ist in allen
Buchhandlungen, Zeitungskiosken und im Straßenhandel erhält-
lich. Abonnenten wird das Kunstfenster vom Verlag unter
Kreuzband durch die Post zugestellt. Die Abonnementsgebühr
beträgt Mk. 15,— für ein Vierteljahr.

Verlag „DAS KUNSTFENSTER“
Zeitschriftenvertriebsgesellschaft Düsseldorfer Buchhändler,
G. m. b. H., Blumenstraße 10.

Berichtigung.

In Heft 9 sind einige Druckfehler stehen geblieben:
In Otto zur Linde's Gedichte muß Zeile 2 lauten:
„Viel tausend Lichter hat der Sternbaum aufgesteckt.“
Die viertletzte Zeile
„Schiffer und Ackerleute singen in dem Kirchlein.“
In dem Brief an Frau Croissant-Rust heißen die Titel der
Romane:
„Die Nann“ und „Der Felsenbrunner Hof“.

DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 10

Jahr 1

31. 12. 1920

Heimwinter.

Nun tags schon Sonne überm Reif,
Und abends Winterweihnacht überm Wald.
Nun wieder leis im Heim beim Licht
Lieder zu singen, die Seele wird klar.
Wände umschließend umbauen, daß nichts
Trübe von draußen. Nun Sternenfahrt.

O nichts ist enger denn Sommerweit',
O nichts ist bänger, denn Frühlingsleid,
O nichts befreiter, denn sternüberhängt,
O nichts ist weiter, denn winterumengt.

Geht Tag durch dein Sinnen und Sonne ums Haus,
Liegt Mond in Gardinen und Wunder blüht auf,
Fließt Licht zwischen Wände und Worte sind weich,
O singen ohn Ende, o stille-umgeigt!

Alfred Bienzeisler.

Wunder.

Menschen sind blind.
Ist es kein Wunder, wenn aus winzigem Kern
Ein Apfelbaum wird?
Wenn die mächtige uralte rauschende Eiche,
Über der Jahrhunderte zogen,
Unter der unsere Urväter als Knaben spielten,
Ein Kern war wie ein Fingerglied,
Gelegt in die Mutter Erde.

Sind nicht Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Ein Wunder?
Ist es nicht ein Wunder, wenn die Vögel wissen,
Der Winter kommt,
Daß die Bäume und Blumen wissen
Der Frühling kommt.

Ist nicht die kleinste Wiesenblume
 Ein Wunder?
 Wo ist der Mensch, der das geringste
 Blümchen nachschaffen könnte?
 Es sind Wunder!

Wunder blühen tagtäglich um uns her.
 Ist die Menschwerdung nicht Wunder,
 Wenn der Keim im Schoße der Mutter wächst,
 Wenn das Kind seinen ersten Schrei tut,
 Bis der Mensch sich zur Erde legt.
 Es sind Wunder über Wunder.
 Doch wir sind blind,
 Laufen mit verbundenen Augen durchs Leben,
 Doch unsern Kindern ist das Leben ein Wunder,
 Sie schlucken alles mit hungrigen Augen,
 Erleben tagtäglich Neues.

Herunter die Binde,
 Das Leben ist mehr wie Arbeit und Schlaf.
 Schaut mit den Augen der Kinder,
 Neben Kampf, Not und Alltag
 Wuchern Wunder um Wunder
 Am Wege empor.

Karl Keßler.

DAS DEUTSCHE VOLKS- MÄRCHEN UND DIE BÜHNE

Von Karl von Felner.

Es war einmal ein Dichter, der erzählte den Kindern seiner Zeit ein einziges Märchen in endlos vielen Bildern, — vom Sommernachtstraum bis zum Sturm. Das war seine Flucht aus dem betäubenden Wirklichkeitschaos der Königshistorien: des verlogenen Weltgeschehens und des gemeinen Grauens in die wohligh durchsonnte Zauberordnung herzlicher Wahrheit. Er wußte sich als Verweser | aller heimlichen tiefversunkenen Schätze, die das Meer der Volksseele in das weite Becken seiner Dichterbrust trug. Unter dem Dome seiner Formerhände häuften und ordneten sie sich zu Gnadenbildern. Er hätte schöpfen und bergen können sieben Lebensalter lang und darüber hinaus: dieses Meer bleibt unerschöpflich, unversiegbar wie seit

den Kindertagen der Menschheit, da Humor die Irrfahrten des Odysseus ersah.

Aber es kam eine Zeit heraus, in der seine Ufer versandeten, vereinsamten, verdorrten; auch seine reichsten, blühendsten, sonnigsten Buchten: das deutsche Volksmärchen. Es welkte in die Vergangenheit, bald nachdem zwei deutsche kindlich-männliche Menschen alle die Blumen, die dort blühten, zum Strauße gebunden hatten: es schien als würde das Buch der „Kinder- und Hausmärchen“ zu einem Denkmal verstorbener Zeiten, und der leise Duft verwelkender Blumen steigt aus den Grimmschen Worten: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden“ . . . Das Märchen ward hinter den Ofen, in den Mund der Mägde verwiesen, ward und wird als seelenloses Puppenspiel vor die Komödienrampe gezerrt. Seine Engelsstimmen waren zu albernem Geplapper zerquetscht. Sein goldener Sinn überrostete im scharfen Hauche einseitiger Geistigkeit, ward endlich Lüge genannt von einem Wirklichkeitsgeschlechte, dessen harte Kehle den singenden Mund überschrie, dessen großer Tritt über die Gebilde aus Sonnenstaub stampfte. Das Märchen versank in der Besinnungslosigkeit, geriet unter den Taumel, verschüchterte hinter dem tierischen Ernste eines Erwerbslebens mit seinem scheinheiligen Wappensprüche „Kampf ums Dasein“, der keine Nötigung hatte unter den Beziehungen des irdischen Völkerlebens, sondern ein gemeinsam ausgeheckter Verbrecherplan war, — ein grauenvoller Akkord aller Zungen: Krieg! . . . Am Ende nachtschwarzer Tage und biandroter Nächte, als jener Ernst zu Kampf und Verzweiflung sich verzerrte, erstarrte, erfror; als die künstlich grelle Feuersbrunst unserer geistigen und leiblichen Habe uns die Augen müdegeblendet, das Toben und Totschlagen um das Glück Anderer unsere Ohren taubgerissen, unsere Körper entnervt, unser Sein verarmt hatte: — da wachte das Märchen, als eine Knospe neuer Lebensblüte, wieder auf. Es weckt jetzt leise, die verschüchtert liegen, unter einer willkürlich machtgetürmten, nachzerschmetterten Wirklichkeit, steht lächelnd und schluchzend, verheißend und erfüllend vor ihnen. Lehrt sie wieder lächeln und weinen, wünschen und glauben: den Menschenfrieden. Sie wollen wieder Märchen hören.

Was ist das Märchen? Flucht aus der verwirrenden rastlosen Weltwirklichkeit in eine verklärte, unveränderliche Existenz innerer Glaubhaftigkeit.

Märchen wollen erzählt sein. Märchenerzählen heißt: Verworrenes entwirren, Wunderbares entschleichen. Es gehört ein keusches Herz, eine feste, milde Hand, ein geläuterter Mund zu diesem schönsten schweren Werke. Ein rauher Griff, ein unreiner Gedanke, ein falscher Ton, — und die Gebilde aus Lichtstrahlen zerknittern, entseelen. Als ob sie den Boden nicht mit ihren Sohlen berührten, als ob eine Luftschicht dazwischen bliebe, so erscheinen diese Märchenwesen wahrhafte, lebendige, schmerzbeschwingte, beseligte Geschöpfe: wir, die wir wären, — wenn wir uns vom Boden loslösen dürften; die wir sein möchten, — und allein im Willen zu diesem Sein geheiligt sind . . .

Erzählen heißt: mit allen Mitteln des Wortes und der Gebärde im weitesten Sinn den dichterischen Gegenstand in die Phantasie stellen. Wer ist der beste Erzähler? Die Bühne. Denn sie verfügt über die reichsten Mittel dieser Kunst. Sie ist der gegebene Raum für dieses Erzählen. In ihm löst sich vom Worte die Gebärde Vieler, tausend Lichter, unendlich fließende Farben: alles in Einem nicht mehr und nicht minder als Berechnungswirkungen des dichterischen Wortes im festumgrenzten Raum, in seiner von tönenden und leuchtenden Schwingungen gesättigten Atmosphäre, — die für alle Sinne wahrnehmbare Emanation des suggestiven Wortes als bildnerisches Material, der volle sinnliche Akkord alles Fühlens, Wissens, Wollens: das blühende beseelte Spiel. In ihm will das Märchen nicht deuten, sondern darstellen; nicht belehren, sondern verkünden, nicht beanspruchen, sondern bestehen.

Wem erzählen wir Märchen? Den Kindern. Wer sind die Kinder? Das steht nicht in den Geburtsscheinen, sondern in den Gemütern; wird nicht bestimmt vom Alter der Köpfe, sondern von der Jugend der Herzen. So wünschte ich zu recht vielen zu federn, von ihnen allen verstanden zu sein.

Wie alles Sinnfällige drängt das Märchen letzten Endes zur Gestaltung aus dramatischen Mitteln, auf die Bühne. Hier wird in Lebensfreude aller Geist Sinn, aller Sinn Geist. Alle besten Säfte des Volkskörpers, aller Duft seiner Seele verdichtet sich zum schlanken regenbogenfarbigen Kristall. Und damit ist dem Märchenerzähler vor seinem tausendstimmigen Instrumente Bühne der Schlüssel zu den Registern, das Geheimnis der innerlichsten Wirkung in die Hände, auf seine Schultern die Bürde der Forderung und die Verantwortung seines Tuns gelegt; in

seine Seele die Seele der dichterischen Gegenstände gelegt, daß beide aneinander erwärmen und sich entzünden.

Jeder einzelne dieser Gegenstände trägt seinen durchaus eigenen Grundakkord als Klangelement eines gemeinsamen großen symphonischen Gewebes gebunden in sich. Bei den Brüdern Grimm ist es immer wieder der eine Ton, der in seiner Gleichheit, bei aller Liebenswürdigkeit und stillen Innigkeit, die Mannigfaltigkeit und Wesensverschiedenheit der Gegenstände umkleidet. Das Märchen von Froschkönig, von der Gänsemagd, vom Marienkind, von Rapunzel: es ist überall die gleiche heimelige Farbe, der selbe süße Ton, sind überall dieselben Wesen mit den nämlichen großen goldenen Augen. Vielleicht ist es die Objektivität des Gelehrten, der selbst kein Dichter, mit dem Darstellungsmittel des schlichten, beinahe sachlichen Berichtes im feinsten Taktgeföhle sich persönlich zurückhält hinter dem großen Herzen seines Volkes, dessen Schläge in den Märchen donnern und zittern, klagen und jubeln: und er zeichnete mit Fleiß und Gründlichkeit die ewigen Spuren dieser Schläge nach und verzeichnete sie? Eben darum aber ist diese Bibel des Märchens Offenbarung der tausend Zungen desselben Herzens; es ist der Grundriß für das Wohngebäude der deutschen Märchenwesen, das Feld gleichmäßiger Maschen des Grundes, auf dem der Nacherzähler die ganze Fülle seiner Formenhaftigkeit und Farbigkeit auszubreiten vermag. Er findet die dichterischen Gegenstände im besten und fruchtbarsten Sinne verstofflicht. Und das Wunder der Konsekration: das Fleischwerden des Geistes, hält hier Gottesdienst heiliger Arbeit.

Aber da bin ich schon mitten in den Geheimnissen des Werdens, das selber Märchen ist, — in Geheimnissen, die, fürchte ich, sich vor dem Verstande verflüchtigen, wenn sie von ihm belauscht werden. Ich kann nur andeuten, wie der Weg läuft. Aber ich darf mit festem Finger hinaufzeigen an sein Ende: dort steht hinter einer goldenen Pforte, zu der der Dichter einen hartgeschmiedeten Schlüssel mit sich trägt, ein tiefer weiter Garten. Darin spielen in der Sonne nackte, schöne Wesen, — lauter Königskinder. Und das sind die Märchen: Sonnenspiegelungen unser selbst auf der Schaubühne besseren Bewußtseins, durchleuchtet vom Geföhle einer Gottmöglichkeit.

DIE FACKEL

Der Dichter K. spricht: Da alle Manuskripte zurückkamen, wie zehnmal verkaufte Tiere, und die Not kam, bin ich meiner Mutter unter die Flügel gekrochen.

Sie, die selbst wenig hatte, hat mir doch mitgegeben. Ich wollte mir „eine Tasse Kaffee trinken“ gehen“. Sie sagte: Du könntest sie doch aber hier trinken. Aber an Kaffee war mir nichts gelegen: ich liebe in einem Kaffeehause zu sitzen. Da rieselt Lichtstaub und Lärmstaub und Buntstaub und rieseln kühl, daß meiner zappelnden Unrast Innentier sich sanft niederlegt.

Stunden, da ich ganz gestillt bin und auf das Lärmkarussell eines Kaffeehauses sehe, wie ein Mönch gestillt auf den Jahrmarkt sieht.

Dies sind die Stunden der Meditation, Stunden bewußten Adventes, denn meine Seele hat immer Advent, immer Frauenschaft und ist immer gewärtig, auf das nicht Gottes Wort gehe tauben Ohren vorbei.

Und da die Kellnerin kam, Kaffee und eine Zeitung zum Lesen brachte, und unterm gütigen Frauenhantieren und Plaudern ihre schwesterliche Kühle mir nah war, erschwang das ruhende Rund meiner Seele unter den ersten Vibrierungen christusgesäten Winds.

Und da die Musik pauste und Abendessenszeit war, und die Leute gingen, und die Kellnerinnen in der Ecke zu Abend aßen, und ich gehen wollte, die eine herzu kam, mir beim Überzieleranziehen zu helfen, sehr dienend und wie eine Freie fröhlich dienend war, und mir liebe Worte sprach, jedes von ihnen ein Licht, mitgegeben auf einen Nachtweg.

da war ich entbrannt, mein Wesen raste, ich bin durch alle Türen gebrochen, ich habe die Fackel vom Wissen um Christus durch den grauen Fluß vieler Straßen gestemmt in die dunkle Kammer im Hause meiner Mutter. M. H. Ströter.

SKIZZE

Von *Franziska Otto.*

Sie waren zwischen den Gärten hingegangen bis dorthin, wo die neuen Straßen zwischen den Feldern lagen, und gingen nun auf den nassen Straßen langsam nebeneinander her, der



Der Dichter Karl Röttger

Handzeichnung

Egon Aders

Mann und das Mädchen. Es war nach einem Streit, und in ihnen klang noch bitter nach, aber sie schwiegen nun und gingen nebeneinander her in den Sonnenschein.

An einer der Straßen, die seitwärts ins Feld gingen, trennten sie sich. Das Mädchen ging gradaus weiter, halb und halb noch zögernd, als hätte sie etwas vergessen, dann rasch und rascher, bis sie von der Höhe der etwas bergan gehenden Straße das kleine Dorf sehen konnte. Der alte Holzturm der Kirche war von der Sonne beschienen, um die kahlen, hohen Bäume standen klar gegen den blauen Himmel.

Sie stand still und sah sich um, hinüber über das Feld und die Straßen, an denen noch kein Haus stand, bis dorthin, wo sie den Mann noch gehen sah. Er ging mit raschen festen Schritten und war fast schon an der Mauer, wo die Straße abbog und er dann nicht mehr zu sehen sein konnte. Und das Mädchen stand still und sah ihm nach und dachte: und wenn ich wollte . . . ich würde dich nicht mehr einholen; und wenn ich dir sagen wollte, was in mir so schwer liegt . . . ich könnte es nicht. So bleibt es ein ewiges Nichtverstehen und Mißverstehen und wir finden nicht zusammen. — Und sie ging weiter durch das Dorf, nach den einsamen Straßen dahinter, und dachte nach über diesen Streit und über frühere. Und suchte sich die freundlichen Stunden zusammen, die wenigen Tropfen Glück in dem schweren Leben. Und sie ging weiter und wußte nicht, daß sie ging; sie dachte nach über ihr Leben, wie der Glanz gekommen war, das Märchenhafte, Unwirkliche ihrer Liebe, und wie sie mit frommem Staunen gestanden hatte — wie ein Kind vorm Weihnachtsbaum, und wie sie gestanden hatte unter den Sternen und gebetet hatte wie ein Kind: Lieber Gott, mach mich fromm. Und leise lag doch schon die Angst darunter, daß der Glanz einmal erlöschen würde, daß es einmal wieder grau sein würde, daß sie einsam sein würde. — Und langsam, ganz langsam, war das Glück Alltäglichkeit geworden, ein leiser Staub legte sich darauf, all das Häßliche des kleinen Lebens, und sie wußte oft nicht: liegt noch ein Glück unter all diesem Quälen und Sorgen, unter diesem Mißverstehen? Bis einmal eine Hand an den Staub rührte, dann leuchtete es wieder und für eine Weile war der Glanz wieder in ihren Seelen. — Und nun hatte der Streit wieder all das Schöne gelöscht, und schwer und bitter lag der Weg vor ihr. Warum quälten sie sich gegenseitig und warum machten sie nicht ein Ende, wenn sie doch nicht zusammen gehörten! — Ein Ende machen! — Langsam

kroch es zu ihrem Herzen und krallte sich da fest. Ein Ende machen. Ein Ende! Gibt es das? Und sie blieb stehn und sah sich um in Angst. „Du sollst deine Hand legen an die Wurzel eines Baums und er wird fallen“ — „Und dann ist ein freier Blick — aber keine Krone in den Himmel! Dann ist kein Schatten Dir auf dem heißen Lebensweg, kein leises Blätterrauschen am Sommerabend — „Du sollst die Hand legen an die Wurzel eines Baums —“, aber es ist Sünde. Sünde an dir, Sünde am Baum. Und ihr Herz saß fest in den Krallen. Sie fühlte es zucken und schmerzen und mußte doch den Gedanken zu Ende denken: ein Ende machen! Dann wirst du still morgens aufstehn und deinen Tagweg gehn und wird kein Sturm kommen, dich zu schütteln; dann wirst du dich still am Abend zur Ruhe legen und kein böser Traum wird deinen Schlaf stören. — Dann wird dein Schritt leise sein und dein Leben — „Du sollst die Hand legen an die Wurzel eines Baums, aber im Stürzen wird er dich erschlagen.“ — Da ließen die Krallen langsam los, und tief atmete sie in der kühlen Luft: kein Ende, aber ein Anfang. Fromm sein und pflanzen und pflegen! Und ihr war, als müßte sie ihm, der nun ging, sie wußte nicht welchen Weg, abbitten was sie gedacht, als wäre sie treulos gewesen. Und sie ging weiter den Weg, wo aus den Häusern die ersten Lichter in den sinkenden Abend sahen.

A U S G L E I C H

Wer das vermochte —: jenseits sich hinaus
 Zu retten in das Leere . . . (denn es ist
 Ein Türlein auf aus jeglichem Geschehn:
 Hinaus, hinweg . . . aus allem Leid und Liebe,
 Aus allem Schmerz, aus Qual und aus Verzweiflung:
 Ins Nackte . . .) Wer vermochte wegzugehn:
 Weiß: alles Leben ist das Letzte nicht . . .
 Und alle Liebe, Glück das Letzte nicht,
 Und keine Not und Angst das Letzte nicht . . .
 Das Letzte ist der Ausgleich und der stille,
 Der tiefe Atemzug — Ruh, Nacht — Vorbei —

Begreift dein Ohr das Lied nun, und dein Blick die Flamme?
 Jenseits des Lieds die Stille des Verhüllten —
 Jenseits der Flamme: Nacht und nichts — —!
 O wie so wohl den wehen, wachen Sinnen

Der kühle Tod, das freundliche Vergessen;
 Und mehr als das: der Blick darüber weg: ins Wesenlose.
 Und wem die Scham schlug ins Gesicht, daß rot
 Das Blut steigt — wer getreten ward, und wer
 Christi Verlassenheit erfuhr — mag horchen
 Dem Lied des Ausgleichs, das unsichtbar geht,
 Unsichtbar weht, unhörbar gleitet, schwebt —
 Damit nichts unvergolten bleibe dort und hier —
 Und keinem Glück und keinem Schmerz das Letzte fehle:
 Das alles klar und leicht, alles unendlich
 Beseligt macht daß sichs begreift.
 Des Menschen Not schuf nicht den Glauben, nicht
 Die Angst das Jenseits. — Nichts schuf Not und Angst, es ist
 Alles Erkenntnis von Tatsächlichem. Also
 Erkannten Tiefstgequälte, Angstversehrte:
 Den Weg h i n a u s aus jeglichem Geschehn,
 Und Schicksal in das Jenseits der ganz stillen Stunden . . .
 Also erkannten Seelen, die die Scham zerschlug,
 Daß eine Stille sei, daran kein Sturm
 Und keine böse Hand je rühren mag Daß eine Stille
 Schweigend erklinge außer aller Not —

Das ist der Ausgleich, daß kein Leben sei
 Je unbeseligt — ob es schmerzhaft sei,
 Ob eitel Glück Es ist kein Leben ohne
 Das Letzte, ohne Weisheit ohne den
 Blick in das Wesenlose, ohne Lauschen
 In kühle Stille Ruhe — — Nacht — — — Vorlei — — —

12. 4. 1911.

Karl Röttger.

SCHLAFLIED

Müde das Auge vom endlosen Lichte —
 Vor der Fülle endloser Gesichte
 Neigen die Lieder in süßen Traum
 Höre, noch rauscht gewaltig der Baum
 Höre den Wind die Ebene streifen
 Fühle ihn in das Endlose greifen
 Höre die fernen Glocken aussummen,
 Fühl sie ins Namenlose verstummen — —

Glocken und Herzen von Menschen und Dingen.
 Abendgeräusche wie letztes Singen
 Flüstern sich hin . . . Und: fühle die süßen
 Schatten über dein Fühlen hinfließen . . .
 Fühle das All. Und fühle zu Grund —
 Schlaf will dich wiegen, will dich hinschmiegen
 In das Traumbunt, und in Welt-Rund —
 Lasse dich los; und lasse dich sinken
 Ins Schwebende. Wisse: Die Sterne winken.
 Sommer 1920. Karl Röttger.

DER WEISSE REITER*)

Der jungrheinische Bund für kulturelle Erneuerung und in seinem Auftrage Karl Gabriel Pfeill gaben die erste Sammlung künstlerischer Beiträge zu eben diesem Ziele heraus.

Wenn das Wort aus der Offenbarung St. Johannis: „Und ich sah den Himmel aufgetan; und siehe ein weißes Pferd, und der darauf saß hieß Treu und Wahrhaftig“ vorangestellt wird, einverstanden! Nur über das, was treu und wahrhaftig ist, gehen die Meinungen auseinander.

So lehne ich die Anklage von Wilhelm Germans: „Ich klage an sämtliche Intellektuellen sämtlicher Länder des unsühnbaren Verbrechens dieser Blutsjahre“ innerhalb gewisser Grenzen persönlich ab. Wäre es nur von seiten Deutschlands ein heiliger Krieg durchaus gewesen, wie er zu Anfang schien und wie er bis zum Ende hätte sein müssen! Das wissen wir doch heute. Wie auch mit jenen 20 000 französisch-katholischen Priestern im Schützengraben? Gibt sich doch sonst der weiße Reiter stark katholisierend.

Die dichterischen Beiträge sind ungleich, doch zum Teil hochwertig. Ich erteile den Preis Konrad Weiß und seiner Hymne: „Die Erde“. Sie ist voll tiefster volkssprachlicher Wurzelkraft, kunstvollster Einfachheit. Weniger hoch vermag ich Franz Johannes Weinrich zu schätzen, dessen Sprache „bechert“.

„Rasend hymnisch sind wir angekurbelt,
 Brüderliche Welten zu erneuern.“

Vielfach abstoßendes Worte-Chaos. Welche klare, einfache Linie in dem Gedicht: „Adventlied“ des frommen Novalis da-

*) Verlag A. Bagel, Düsseldorf, 1920. Pr. geb. Mk. 45.—

gegen, dessen Sterbeglocken das 19. Jahrhundert einläuteten, zu dessen Ende Nietzsche starb!

Das Zurückgreifen auf Novalis': „Die Christenheit oder Europa“, sofern es in synthetischem Geiste geschieht, wird auch der Lutheraner mit Freude mitmachen. Wir werden die törichtsten liberalen Urteile eines Georg Brandes und seines Theobald Ziegler über Novalis aus einer Zeit, der nichts heilig war, gerne berichtigen.

Die apokalyptischen Erlebnisse liegen in der Zeit und führen leicht zum Pazifismus. Aber das franziskanische Ideal findet seine Grenze im Willen, Volk zu sein, und in der Bestimmung eines Volkes. Immerhin verdient die Unternehmung Unterstützung, da sie auf Erneuerung des wahren Christentums zielt. Daß sie auf dem Wege sind und nicht am Ziel, wissen diese Schaffenden selbst.

Erwähnt seien noch Maximilian Maria Ströter, dessen Worte: „Wenn der Dichter sich zu Mammon gewandt hat, wird Gott sich von ihm wenden und aus den Steinen sprechen“ die Lage einer ins nur Gesellschaftliche geklemmten Kunst, die wir zu überwinden im Begriff sind, kennzeichnen; ferner eine gescheite Abhandlung über Strindberg von Dr. Werner E. Thormann, die den Schweden in seiner fürchterlichen Krisis zeigt, die er für uns alle mit durchrang; endlich als Maler Ewald Dülberg, dessen Titelblatt zur Passion eindrucksvoll und ausdrucksvolle Gesichter und Gebärden zeigt, Joseph Urbach, mit Bildern, die zwar unifarbig wiedergegeben, doch sonniges Leben zu spiegeln scheinen, Herrmann Coßmann, der das Schwarz-Weiß auf Legendenblättern zur Buntheit aufpeitscht, und Jan Thorn-Prikker, zu dessen Ruhm etwas zu sagen sich wohl erübrigt, da er als Schöpfer von Glasmalereien seinen gesicherten Namen hat.

Rudolf Paulsen.

VON ALTER UND NEUER MUSIK

Von Schein — Schütz — Bach zu Debussy — Ravel — Scott; von lapidar-quaderhafter Eindeutigkeit gradliniger Gefühlsbewegung zum pointillistisch-impressionistischen Stimmungspastell. Anfang und Ende einer musikalischen Entwicklungsreihe (wenn die noch ungeklärte Problematik der Jüngsten der historischen Einreihung fernbleibt). Die erste Kunst strenger Gebundenheit — asketisch-archaisch — „Mönchsmusik“, die

ii. Bachs süßerschauernder Mystik vielleicht schon heimliche Dekadenz wittert, bot ein junger Bachschwärmer Jos. Neyses mit einem neugegründeten Bachverein in der Auferstehungskirche in Oberkassel. Stilvoll (ein abgenutztes Prädikat) in heiliger Ehrfurcht vor dem Ewigen in verstaubter Vergessenheit erstand diese göttliche Primitivität. Neyses faßte kühn im selbstverständlichen historischen Kleid den historischen Gehalt. Das war das seltene Geschehen, dem die junge, leistungsfähige Vereinigung in Bälde hoffentlich weitere Taten folgen läßt. — Untergetaucht in Klangvisionen tuschte Walter Giesecking musikalisches plein air, durchsichtige Aquarelle impressionistischer Franzosen. Diese tupfisch-flockige, verschwehende, dunstige, molkige, kernlose auf dem Wege zur gestaltgewordenen Klarheit abgefangene nur halb ausgeschwungene musikalisch-atmosphärische Malerei „versunkener Kathedralen“ (Debussy), „klingender Glocken“ und „stürzender Wasserspiele“ (Ravel) zauberte Gieseckings sammetweiche Technik als verdämmernde, halbwache Gesichte hin. Nur in solcher geistesverwandten Interpretation entschleiert sich Idee und Zweck dieses Wollens. Karin D. y a s Einfühlung reichte für Klangphänomene nicht aus, so plastisch sie auch mit kernfestem, runden Klairerton Bachs Goldbergvariationen fornte. S. S.

DAS KINOPROBLEM

I. DIE PROBLEMSTELLUNG.

Wir wollen es uns ruhig klar machen, wollen die Scheuklappen ablegen und den Dingen, die da sind, ins Auge sehen: Es ist heute DAS Problem! Es rede keiner von praktischer Kulturarbeit in irgend einem Sinne, der nicht gewillt ist, hier zu Ende zu denken. Es ist kindischer Sport, irgendwelche Rechnungen aufzustellen, ohne diesen Riesenfaktor darin eingesetzt zu haben. Muß das eigens und feierlichst ausgesprochen werden? Ja, leider, es muß. Es prüfe jeder an sich selbst und an seinem nächsten Bekanntenkreis, welche ungeheuerliche Vogel-Strauß-Politik hier getrieben wird. Da geht man mit einem Künstler, geht mit irgend einem, wie auch immer eingestellten geistigen Menschen so daher, hat sich auf der Straße getroffen und geht so ein Stückchen zusammen. Und kommt

am Kino vorbei. Man wirft mit schmerzlichem Grinsen einen Blick hinüber, auf die barbarischen Plakate, die spukhaft albernen Titel, streift den Anderen mit einem hurtigen Blick und fragt so beiläufig, ein bischen lauernd: „Gehen Sie auch schon mal hin?! . . .“ Befremdung! Entsetzen! Man weiß nie so recht, obs ganz echt ist, aber es tut gewaltig so! Wirft weit weg! Schüttelt ab! Geht zur Tagesordnung über! Und kommt sich wunders wie überlegen und charaktervoll dabei vor . . .

Ich frage: ist es so oder nicht? Wenn es aber so ist, meint Ihr, es sei gut und richtig so? Dieses gewaltsame Ignorieren, dieses künstliche Sichdummhalten, — mit Scheuklappen an einer so ungeheuren Realität vorbeilaufen?! Was in aller Welt denkt Ihr Euch eigentlich dabei?! Seid doch so gut und holt Euer Einmaleins hervor und rechnet doch mal eben nach, macht einmal einen ganz kleinen statistischen Überschlag, nur so in Bausch und Bogen, wie wohl das Zahlenverhältnis ist, das in etwa den Aktionsradius Eurer seelischen Einfluß-Sphäre ausdrückt im Verhältnis zu Jener . . .! Die flüchtigste Rechnung macht Euch grausen. Macht Euer Selbstgefühl zu einem Witz. Kann man, darf man daran vorübergehen? Sich darüber hinwegstimulieren mit arglistigem Selbstbetrug? Was wollen wir, wenn nicht irgendwann, irgendwo, irgendwie einmal die TAT, die Tat, die nur sein kann: Kontakt mit dem „Volk“ in irgend einem Sinne! Da schreits schon wieder! Aber so laßt doch die Haarspalterei! Es ist ja ganz egal, was „Volk“ nun heißen soll. Mag es immerhin nicht „Pöbel“ heißen wollen. Mag es in Gottes Namen keinerlei Spielart der kompakten Majorität sein dürfen, — Alles egal: irgend eine Art von Gesamtheit, von Masse, von „Volk“, muß es aber doch sein! *Es kann doch nicht ewig diese winzige Gemeinschaft sein, die auf die Freimaurerzeichen des Geistes eingeschworen ist und die sich jahraus, jahrein auf allen Ausstellungen, in allen Theatern und Vorträgen und Bücherläden gegenseitig Brei um die Mäuler schmiert?!* Hängt Euch dieses Getue denn nicht auch bald — zum Halse heraus? Treibt Euch diese Inzucht denn nicht auch bald aus Europa hinaus? Na also! Dann lassen wir doch auch allesamt dies Versteckenspiel und Vornehmtun und sehen den Dingen, die da sind, ins Auge.

Maximilian Harden hat vor 15 Jahren die hier in Rede stehenden Entwicklungen vorhergesagt. Wie er (man mag zu ihm stehen wie man will) so viele Wetterzeichen, große und kleine, abgelesen und gedeutet hat. Man hat ihn verulkt des-

wegen, hat indigniert den Kopf geschüttelt ob solcher sensationslüsternen Prophetie. Dennoch hats gestimmt. Heute haben wir die Bescheerung. Man treibe die Rechthaberei nicht so weit, es heute noch zu leugnen. Es gibt in der Tat heute außer dem katholischen Gewissenszwang und der politischen Hetzphrase nur noch diesen einen Ausstrahlungspunkt großmächtiger seelischer Einflüsse: Das Kino. Alles Übrige, Theater, Universitäten, Museen, Geistesbünde, Bücher, Musik, Alles, was es auch sei, krebst hilflos hinterdrein. Vollends nun, wo der verlorene Krieg die Entwicklungskurve mit gewaltsamem Druck noch schneller abwärts gebogen hat, ist das Kino Kernproblem aller praktischen Kulturarbeit. Und die Problemstellung lautet nicht: „Wie ist das Kino zu bekämpfen“ (denn jede, aber auch jede Bekämpfung ist komplette Don Quichotterie!).

Die Problemstellung ist auch nicht diese: Wie ist das Kino erträglicher zu machen, wie ist es als notwendiges Übel möglichst unschädlich zu verschleifen? Sondern die Problemstellung muß lauten, kann nur lauten: WER wird das Kino haben?! Wer wird und wie wird man es aus den Gesetzen seiner selbst heraus zu dem entwickeln, was es sein kann und sein muß? Jede von außen hineingetragene Tendenz ist vom Übel, — aber auch jede! Nur dann wird es uns nicht verschlingen, das über alle Begriffe mächtige Ungeheuer, wenn endlich dieser blödsinnige Bekämpfungs- und Verbesserungsfimmel aufhört und endlich Hand angelegt wird zu praktischer sachlicher Arbeit. Und die ist: Sich die technisch-stilistischen Grundgesetze dessen, was da so riesengroß und stark über Nacht herangewachsen ist, klar zu machen und aus der klaren Erkenntnis seiner Lebensbedingungen heraus dieses Ding seiner Bestimmung zuzuführen. Das muß möglich sein. Es muß jedenfalls irgendwer, irgendwo und wann einmal versuchen, einen Anfang damit zu machen. Das soll in einer Folge von Aufsätzen hier geschehen. Es sollen, nachdem heute die allgemeine Stellung des Problems erörtert wurde, im Einzelnen untersucht werden: Die Film-„Dichtung“, das Bühnenbild, die Darstellung, die Musik.

Egon Aders.

SCHAUSPIELHAUS: EGMONT

Habe ich dies Stück nicht damals „gehabt“? Bei der Lesung desselben in diesen Tagen aber entsann ich mich an nichts

von ihm, wohl aber daran, daß meine damalige Lektüre eine höchst mäßige war. Meine Seele war angefüllt mit den großen Unserzeitlichen, deren Dichtungen ich betete, hier waren verwandtere Schwingungen. Reicht diese Tatsache über den Einzelfall hinaus? Dies ist kein Stellen unter oder über den anderen, aber ein Feststellen, was näher liegt, mir damals und auch heute noch. Wie vor einem neuen Stück! — Hier ist gewußte, nicht gewachsene Architektur, das Arbeiten mit Selbstmord, liegt manchmal am Rednerischen (wenn nicht schon drin), ist grob in den Andeutungen — liebt die Szenen des kleinen Lebens — die Großartigkeit der Bilder, das Sehen, das Schauen! Verwandt in einem großen Teil mit „Wallensteins Lager“: der Held lebt, ohne gegenwärtig zu sein in den Seelen wie in einem Spiegel. — Frage: wie wär's mit Grabbe? Hat er nicht Forderungen an Düsseldorf? — Die Bühnenbilder von von Wecus: auf Farbwirkung eingestellt, aus der Farbe ihre Schlagkraft! Die Spielleitung (Luise Dumont, Eugen Keller) darf Durchbildung, Exaktheit buchen. Margarete von Parma (Hel. Robert) überzeugte wenig, zu gleichbleibend in den Gefühlsäußerungen, Organ nicht sonderlich glücklich. Egmont, ein Träger des Lichten, verkörpert durch Eggers-Kestner, der im „Wallenstein“ seine Eignung zu den Helden der klassischen Stücke bereits bewies. Alba (durch Eugen Klimm) sammelte in Maske und Spiel das Finstere in sich. Klärchen (durch Renée Stobrawa) am glücklichsten als Liebende. Sie hat hier von Frieda Hummel profitiert, die in verwandten Rollen Unverwischbares schuf. Gesanglich muß sich die St. noch von jemanden exerzieren lassen. Später im Stück, an Stellen der Erregung, zerflattert ihr Spiel noch manchmal. Kosel gab einen karikierten Schneider. Das will mir unangebracht scheinen. Verheißungsvoll waren die Leistungen der (anscheinend) jüngeren Herren Gellner, Riesen, Lüdemann, Burkart. Schon Erfüllung war die ausgezeichnete Leistung des Fritz Kranz (Brackenburg). Die Musik unter Eberts Leitung war diskret und hatte Sauberkeit, ein Vorzug, der hervorgehoben werden muß, da, wie ich mir denke, der öfteren Einstudierung äußere Schwierigkeiten im Wege stehen.

M. M. Str.

In unserm Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Christuslegenden
" " Der Eine und die Welt, Legenden
" " Das Gastmahl des Heiligen, Legenden
" " Die Allee, Erzählungen
" " Stimmen im Raum, Erzählungen
" " Die Flamme, Essays
" " Die Religion des Kindes, Essays
" " Haß, Drama
" " Gespaltene Seelen, Drama
Anna Croissant-Rust, Das Winkelquartett, Novelle
" " " Arche Noah, Erzählungen
" " " Der Felsenbrunner Hof, Roman
" " " Unkebunk, Roman
" " " Kaleidoskop, Erzählungen.

GEORG MÜLLER-VERLAG A. - G., MÜNCHEN.

In meinem Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Zum Drama und Theater der Zukunft.
Mit Umschlag und Bühnenbildern von
Walter von Wecus.
" " Die fernen Inseln. Aus den Tagen der
Kindheit.
Erich Bockmühl: Mutter. Mit reichem Schmuck,
Umschlag u. Titel v. W. v. Wecus.

In Kürze erscheinen:

- Karl Röttger: Der Schmerz des Seins. Drei Novellen
" " Das letzte Gericht, Drama
" " Da glühn die Lichter der Unendlichkeit,
Gedichte
Erich Bockmühl: Jesus, Legenden.

ERICH MATTHES, VERLAG, LEIPZIG.

SCHULE

FÜR

ZEICHNEN □ MALEN
KUNSTGEWERBE
BÜHNENKOSTÜME

HOLZSCHNITTE, RADIERUNGEN, LITHOGRAPHIEN
STICKEREIEN

WALBURGA REISMANN

ANMELDUNGEN 3-4 UHR NACHMITTAGS

DÜSSELDORF, MARTINSTRASSE 99

Galerie Flechtheim

DÜSSELDORF, Königsallee 34



Auserlesene Werke alter und neuer Kunst

Graphische Abteilung

Wechselnde Ausstellungen

5. bis 31. Dezember:

Weihnachts-Ausstellung verschiedener Autoren

DOBNER, DÜSSELDORF 21